
Alain Corbin
Die Sprache der
Glocken

Ländliche Gefühlskultur
und symbolische Ordnung
im Frankreich
des 19. Jahrhunderts

Aus dem Französischen von
Holger Fliessbach

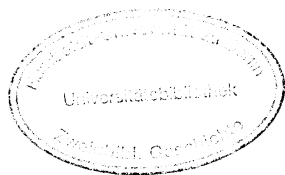
S. Fischer

Die französische Originalausgabe erschien 1994
unter dem Titel »Les cloches de la terre. Paysage sonore
et culture sensible dans les campagnes au XIX^e siècle«
im Verlag Albin Michel, Paris
© 1994 Editions Albin Michel S.A.

Für die deutsche Ausgabe:

© 1995 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Vorsatzkarte: Harald und Ruth Bukor, Eltville
Gesetzt aus der Korpus Aldus-Antiqua von
Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: F. Spiegel Buch, Ulm
Printed in Germany
ISBN 3-10-010210-X

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier



95.4679

Inhalt

	Die Erforschung des Unzeitgemäßen	9
TEIL I	VERTEIDIGUNG EINER KLANGIDENTITÄT	
	<i>Kapitel 1</i>	
	<i>Unmögliche Revolution einer Sinneskultur</i>	21
	Die Dichte des Klangnetzes	22
	Die Zeit des Glockentauschs	27
	Reduktion der sinnlichen Präsenz	33
	Desakralisierung von Raum und Zeit	47
	Triumph der Dissidenz	59
	<i>Kapitel 2</i>	
	<i>Die »Glockenentführer«</i>	75
	Lokale Selbstachtung	75
	Der Glockenstreit der Gemeinden	79
	Entfernung der Glocke und Beschädigung der Identität	85
	Am Abgrund von Neid, Haß und Groll	97
TEIL II	DIE KIRCHTURM-PERSPEKTIVE	
	<i>Kapitel 1</i>	
	<i>Die Gemeinde und ihr Geläute</i>	111
	Die Glocke als Identitätsmerkmal	111
	Glockenguß im Dorf	120
	<i>Kapitel 2</i>	
	<i>Akustische Orientierungen für die Landbevölkerung</i>	139
	Glocke, Raum, Territorium	139
	Verquickte Rhythmen	158
	Ausdruck sozialer Abstufungen	199

	<i>Kapitel 3</i>	
	<i>Verdichtete Wahrheit</i>	223
	Das alte System der Information	228
	Sammlungsruf	242
	Alarmruf	266
	Freudengeläute und der Argwohn des Staates	279
TEIL III	WER DARF LÄUTEN?	
	<i>Kapitel 1</i>	
	<i>Lokale Streitigkeiten und ihre Motive</i>	285
	Furcht vor Demütigung	285
	Symbolische Flurbereinigung	289
	<i>Kapitel 2</i>	
	<i>Bemeisterung der Klangbotschaften</i>	300
	Schlagwerk, Mechanik, Zifferblatt	300
	Glöcknerstolz	309
	Von Schlüsseln, Pforten und Seilen	332
	<i>Kapitel 3</i>	
	<i>Die großen »Kollisionen«</i>	347
	»Stumme« Beisetzung	347
	Nationale Glocken	360
TEIL IV	HISTORISCHER KONTRAPUNKT	
	Wandlung der Sensibilität	387
	Die Glocke der Romantik	388
	Glockenkunde und Glockensymbolik	395
	Lärmempfindlichkeit und das Recht auf Schlaf	401
	ANHANG	
	Anmerkungen	419
	Grafik »Die Wiederherstellung der Geläute«	489
	Quellenverzeichnis	491
	Bibliographie	493

Die Sprache der Glocken

Kapitel 1 Die Gemeinde und ihr Geläute

Die Glocke als Identitätsmerkmal

Am Vorabend der Revolution ging die Initiative zur Anschaffung von Glocken von der Gemeinschaft der Einwohner aus.¹ Sie maßen dem Geläute – der Gesamtheit der Bronzeglocken eines Kirchturms – große Wichtigkeit bei. 1781 schmerzte es die Gläubigen von Herpy, einer Pfarrei im Hochland der Ardennen, ihre beiden Glocken zerbrochen zu sehen; dem Dorfältesten zufolge zeigten sie »den glühenden Wunsch, sie als erstes wiederherzustellen«. Denn die Glocken schmeichelten der Selbstachtung und lagen ihnen »mehr am Herzen als alles andere«.²

Die Lebhaftigkeit dieses Wunsches war erklärlich. Die ländliche Gesellschaft war besessen davon, Gemeindeidentität zu markieren, sie war auf der Jagd nach spezifischen Merkmalen, die die einzelnen Gruppen voneinander auszeichneten, ihre Sorge galt dem Kapital der Ehre, sie gierte nach Herausforderungen, und da reihte sich die Glocke, dieses einzigartige Objekt, ganz natürlich ein in das Arsenal der Symbole des Selbst. Das Bedürfnis nach einer Glocke entsprang verschlungener Logik. Es richtete sich zunächst nach der Hierarchie der Pfarreien und später nach der der Gemeinden.³ Kein Geläute zu besitzen, erschien Gemeinden von einer bestimmten Größenordnung an undenkbar. Im 19. Jahrhundert gehörte die Glocke zur Grundausstattung der Gemeindeverwaltung. 1809 richtete der Pfarrer von Lenclôtre ein Gesuch an den Bischof von Poitiers. Seine Gemeinde, Kantonsstadt, Sitz eines Friedensrichters, eines Rekrutierungsbüros und einer »Gendarmeriestation«, besaß darüber hinaus »drei gute Messen«; jeden Montag

wurden in Lenclôtre gut besuchte Märkte abgehalten. Die Kirche des Ortes wurde »gerühmt«. ⁴ Ein Geläute erwies sich daher als unumgänglich.

Die Glocke war Objekt des Stolzes. Am anderen Ende der Gemeindehierarchie empfanden es die Einwohner Maintrus als große Ehre, ein solches Instrument zu besitzen, weil der Weiler, den sie bewohnten, nur ein einfacher Gemeindeteil war. Der Stolz der Pfarrkinder von Sigy (Seine-et-Marne) war die 1500 Kilogramm schwere Glocke, die sie 1858 auf Subskription angeschafft hatten; die Einwohner der Region, verwundert über die Macht und Schönheit ihres Klanges, gaben ihr den Beinamen »die Schöne des Tals«. ⁵

Die Anzahl der Glocken mußte auch der Stärke des Klerus entsprechen. Am 18. April 1821 beschloß der Gemeinderat von Gahard, einer kleinen, »armen« Gemeinde im Département Ille-et-Vilaine, den Erlös aus dem Verkauf eines Teils der Gemeindegüter für den Kauf einer Glocke zu verwenden. »Angesichts dessen, daß es nur eine Glocke in Gahard gibt [...], haben alle, auch der Herr Bürgermeister, diesen sehnlichen Wunsch, nun, da wir zwei Priester am Ort haben; wir sind sehr zufrieden, aber es wäre sehr gut, eine zweite Glocke zu besitzen.« ⁶

Kräftiger läuten zu können als die Nachbargemeinde, über die Grenzen des Stadtviertels oder der Pfarrei hinaus vernehmbar zu sein war eine ständige Sorge. Die Klanggewalt der Glocke stellte eine Herausforderung dar. Man wünschte, auf dem Lande ein Geläute zu besitzen, das dem der Stadt nicht allzusehr nachstand. ⁷ Diese Klangkonfrontation wurde Teil des Spiels der Gegensätze und Zwistigkeiten zwischen Gemeinden. Die Campanographen des 19. Jahrhunderts beklagten bitter diesen Wettstreit, weil er zu unnötigen Glockenneugüssen führte, die in ihren Augen lauter Akte des Vandalismus waren. Jede Gemeinde strengte sich an, »es der Nachbargemeinde gleich zu tun, die ein neues Geläute erhalten hatte«. ⁸ Einer vergessenen Logik zufolge entsprach dieser Neuguß dem Wunsch nach Verbesserung der Gemeindeausstattung.

Wo Katholiken und Protestanten aufeinandertrafen, konnte die Stärke des Geläutes zum Zankapfel innerhalb ein und derselben Gemeinde werden. 1845 veranstalteten die Katholiken von Aubais (Gard) eine Subskription, um ihre alte Kirchenglocke zu ersetzen, die während der Revolution entführt worden war. Die Protestanten erhoben Einwände und beschlossen, ihrerseits ihr Gotteshaus auszurüsten. Um über ihre Konkurrenten symbolisch die Oberhand zu behalten, bemühten sich die Katholiken nunmehr um das »doppelte Geläute«: Der Kirchenrat reklamierte für sich das Recht, die neue Glocke zu bedienen, welche die Gemeinschaft der Einwohner, Anhänger beider Konfessionen, zur Gemeindeuhr bestimmt hatte. Die Katholiken waren in dieser Sache zu keinem »Vergleich« bereit, wie ihn der Präfekt vorschlug; sie weigerten sich, »die völlige Gleichheit der beiden Konfessionen« zuzugeben. Vergleichbare Konflikte spielten sich in mehreren Nachbargemeinden ab. 1854 und 1856 stritten sich Katholiken und Protestanten um die Bedienung der Uhr, die im Uhrturm von Vabre (Tarn) angebracht worden war. Nach den Worten des Kirchenrates hielt die Angelegenheit »alle Herzen in Erregung«. ⁹

Die Harmonie der Glocken war für die Menschen der damaligen Zeit ein wahrer Ohrenschauspiel, wie zahlreiche Zeugnisse bekunden. Am 1. Juni 1845 schrieb der Rektor von Publier (Diözese Annecy) an seinen Bischof, die drei Glocken seiner Pfarrei seien »vollkommen aufeinander abgestimmt«. Sie schlugen »die Dur-Terz«. »Die Leute sind stolz auf sie«, fügte er hinzu, »und werden nicht müde, ihr zuzuhören.« Die Einwohner von Pommereux, einer Gemeinde im Bray, empfanden es als Ehre, die Glocke zu besitzen, die 1833 an Ort und Stelle, gegenüber der Schmiede unweit der Gemeindegasse, gegossen worden war; denn diese Glocke hatte »einen besonderen Klang [...], ihre bebende Stimme spricht unwillkürlich zum Gefühl«. ¹⁰

Hubert Dameron, ansässig zu Hannogne im Herzen der Ardennen, führte Tagebuch über die Lokalereignisse. Auch die Glockenneugüsse und die Glockenweihen in seiner Hörweite

registrierte er. Am 24. November 1821 wurde die Glocke seiner Pfarrei, die zwei ungeschickte Zimmerleute zerbrochen hatten, neu gegossen, »auf Kosten der Einwohner, die alle eine freiwillige Spende gegeben hatten«. Man hatte beschlossen, mit Hilfe der alten Bronze ein Geläute, bestehend aus drei neuen Glocken, zu gießen. Einige Tage später waren sie zum erstenmal zu vernehmen. »Die ganze Gemeinde«, vermeldet Hubert Dameron mit Genugtuung, »freut sich, unsere drei neuen Glocken zu hören, weil sie gut aufeinander abgestimmt sind.«¹¹

Qualvoll war das Schweigen der Glocke. Seine Androhung stellte, wie wir sehen werden, eine fürchterliche Waffe in den Händen des Klerus dar. Gegen Ende des Direktoriums und zu Beginn des Konsulats lockerte sich allmählich das Verbot, dem die religiöse Benutzung der Glocken unterlag [vgl. o. S. 59 ff.]; die Einwohner der Gemeinden, die nicht läuteten, fühlten sich jetzt gedemütigt durch die Unerschrockenheit von Nachbargemeinden, die sich nicht fürchteten, ihre Glocke zu benutzen. Am 10. Fructidor des Jahres VIII (28. August 1800) richtete der stellvertretende Bürgermeister von Louvigné-près-Bais seine Klagen an den Präfekten des Départements Ille-et-Vilaine. Er übermittelte, gestützt auf den Friedensrichter und den Kommandanten der Nationalgarde, »die wiederholte, tägliche Bitte, die alle Einwohner einmütig an mich richten, nämlich *sich des Klangs ihrer Glocken wieder erfreuen zu dürfen*«. Er bat darum, es machen zu können wie in anderen Gemeinden, »die *sich ihres Läutens rühmen* und des Verbots spotten«. Er signalisierte »zwischen den Gemeinden Murren, ja sogar Beleidigungen, die blutig ausarten könnten«. Waren es doch oft gerade jene, die ehemals zur »Sammlung der Briganten« geläutet hatten, welche nun Mut zeigten und andere demütigten, die »für die Freiheit den Kopf hingehalten« hatten. Ein interessantes Zeugnis insofern, als es vermuten läßt, daß hier der Wunsch nach der Glocke sich über Parteigrenzen hinwegsetzte. Diese Art von Widerstand, schrieb am 15. Prairial des Jahres VIII (4. Juni 1800) der Präfekt an den Polizeiminister,

zwinge zu strenger Unterdrückung, damit »auf einheitlichem Wege diese *Eifersüchteleien* erstickt« würden.¹²

Im ganzen 19. Jahrhundert wurden die Klangschwäche des Geläutes und mehr noch die geringe Anzahl seiner Glocken als Quellen der Demütigung empfunden. Dasselbe galt für die fehlende Harmonie des Geläutes. Die gesprungene Glocke – natürlich –, aber auch die verstimmte Glocke, die »zu hohe« Glocke, die Glocke »mit barockem Klang«, der »schlechte Zusammenklang« waren Ursache kollektiver Qual. Sehr schnell zeigte sich die Notwendigkeit einer »Umstimmung«. 1832 beschlossen die Einwohner von Commana (Finistère) den Neuguß ihrer Glocke, weil diese »auf ziemlich lächerliche Weise zum Gottesdienst läutet«. In demselben Jahr veranstalteten die Einwohner von Saumont-la-Poterie (Seine-Inférieure) eine Subskription, um drei neue Glocken gießen zu lassen. Leider »erlaubt ihr mißtönender Klang es nicht, sie zu erhalten«, und schon 1834 beschloß man einen Neuguß. Viel später, 1873, zersprang eine der drei Glocken von Noyers (Oise). Aus Gründen der Klangharmonie beschloß der Kirchenrat, das ganze Geläute neu gießen zu lassen.¹³

Bewegt von denselben Gefühlen des Stolzes und der Treue zum Symbol der kollektiven Identität, zogen die Mitglieder der Gemeinde den Neuguß der Glocke einem Glockentausch bei weitem vor. 1857 waren die Einwohner von Neuville-au-Pont, einer Pfarrei und Gemeinde, die am Vorabend der Revolution aufgelöst worden war, stolz darauf, daß es ihnen gelungen war, ihre Glocke zu bewahren. Sie pflanzten den Neuguß des Instruments und wollten von einem Glockentausch nichts wissen. Sie wollten mehr haben als bloß »den Schrott der anderen«.

Die Gemeinden des 19. Jahrhunderts sahen sich mit einem Dilemma konfrontiert: Sie mußten oft wählen zwischen der Anzahl der Glocken und ihrer Reichweite. Das Vorhandensein eines veritablen Geläutes erlaubte die Andeutung eines Carillons; es ermächtigte zur Ästhetisierung des Signals, zur künstlerischen Überhöhung des täglichen Lebens. Eine einzige, aber

machtvolle Glocke erlaubte es hingegen, den Umkreis der Mitteilung zu erweitern und das Prestige der Gemeinde zu ver-sinnbildlichen. Generell bevorzugten Kirchenräte und Gemeindeverwaltungen eher eine Vielzahl von Glocken. In den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts beschlossen sie häufig, die einzige Glocke, die ihnen die Revolution gelassen hatte, einzuschmelzen und sich durch eine leichte Vermehrung der Metallmasse ein Geläute aus drei kleineren Glocken zuzulegen. Die Administration hingegen war besorgt über die Minderung der Klangpräsenz und die Schrumpfung ihres akustischen Einzugsbereichs. Besorgt vor allem um die zivilen Geläute, hatten die Präfekten die Befürchtung, daß die Ästhetisierung des religiösen Signals die anderen Funktionen der Glocken beeinträchtigen könnte.¹⁴

Bezeichnend war in dieser Hinsicht der langwierige Streit, der während des Zweiten Kaiserreichs Saint-Jacques-de-Darnétal (Seine-Inférieure) entzweite.¹⁵ Diese komplizierte Geschichte verdient nähere Betrachtung. Da die einzige Glocke der Gemeinde einen Sprung hatte, wurden Gemeinderat und Kirchenrat nach Befragung der Pfarrkinder im Anschluß an die Messe am 26. Dezember 1804 einig, das außer Gebrauch befindliche Instrument durch drei neue Glocken zu ersetzen, »die ein Geläute bilden sollen«. Lange Zeit später, im Mai 1863, stiftete der Bürgermeister, der auch der Wohltäter der Gemeinde war, die Summe von 2500 Francs für den Ankauf einer 700 Kilogramm schweren Glocke; nach seinem Wunsch sollte sie »mit jedem Widerhall [seiner] Freude und [seiner] Anerkennung« anläßlich der Genesung seiner Gattin verkünden. Dennoch bestimmte er, daß *seine* Glocke die »erste« des Geläutes zu sein habe. Am 5. Juli beschloß der Kirchenrat, der sich zu der Großzügigkeit des Spenders gratulierte, den Neuguß der drei vorhandenen Glocken. Durch Zusatz von Metall würde dies die Herstellung einer großen Glocke erlauben. Der Pfarrer seinerseits veranstaltete eine Subskription zum Ankauf eines dritten Instruments, das fast eine Tonne wiegen sollte; er ga-

rantierte die Restzahlung aus seiner eigenen Tasche. Die Gemeinde würde also über ein prachtvolles Geläute von 2200 Kilogramm Gewicht verfügen, gestimmt auf eine Dur-Terz, was »seit langem gewünscht« worden war. Dieses Geläute würde »in besserem Verhältnis zu der Größe der Kirche und vor allem den Bedürfnissen der Pfarrei« stehen. Um in allen Weilern vernommen zu werden, mußten die Glocken nach den Regeln der Kunst folgendes Gewicht haben: »die erste« 925 Kilogramm, »die zweite« 694 Kilogramm und »die dritte« 462 Kilogramm. Unter diesen Umständen würde die Glocke des Bürgermeisters nicht mehr »die erste im Ensemble« sein.

Verärgert über die Einbuße seiner Überlegenheit, setzte der Unglückliche »die Inbetriebnahme seiner Stiftung« aus. Die Einwohner protestierten. »Sie hatten immer ein Geläute aus drei Glocken besessen«; es auf zwei Glocken zu reduzieren würde einen Bruch bedeuten mit »allen traditionellen Gewohnheiten im Lande«. Die Gemeinderäte, um das Banner des Bürgermeister geschart, schlossen sich dieser Position an. Sie verlangten die Wiederherstellung eines Geläutes aus drei Glocken, deren »erste« die Glocke der Gemeindeverwaltung sein sollte. Der Pfarrer seinerseits lehnte es ab, die beiden anderen Instrumente aufzuhängen, die bereits gegossen und der Obhut des Feldhüters übergeben worden waren.

Über fünf Monate lang litten die Einwohner von Saint-Jacques-de-Darnétal unter der Unterbrechung ihres Geläutes. Die Arbeiter, die in den umliegenden Fabriken beschäftigt waren, beschwerten sich. Sie hörten die Fünf-Uhr-Glocke nicht mehr, die sie zur Wiederaufnahme ihrer Arbeit rief. Am 30. Januar 1864 teilte der Präfekt dem Kultusminister mit, daß die Angelegenheit »eine gewisse Bedenklichkeit gewinnt«. Er tüftelte dann einen »Vergleich« aus, um weder den Bürgermeister noch den Pfarrer zu kränken und gleichzeitig dem Wunsch der Einwohner nach einem dreistimmigen Geläute Rechnung zu tragen. Bezeichnend an der Angelegenheit war die Unentwirrbarkeit des klassischen Konflikts zwischen dem Bürgermeister

und dem Pfarrer bei der Aufstellung von Forderungen, die sich auf die Sinneskultur der Gemeinschaft bezogen.

Auf diesem Gebiet trieb die Sorge um die kollektive Ehre die Menschen jener Zeit in den Exzeß. Sie veranlaßte sie manchmal zum Erwerb von Glocken, für deren Gewicht ihr Glockenturm nicht gerüstet war.¹⁶ Auch die verbale Übertreibung in Glockendingen war an der Tagesordnung; die Fachleute wußten davon ein Lied zu singen. Schon 1750 vermutete der berühmte Glockengießer Philippe Cavillier, daß man, wenn man die Glocken wöge, »nicht auf eine einzige träfe, die das wiegt, was man sagt«. ¹⁷ Die Unsichtbarkeit der Glocke, und damit ihr Geheimnis, erleichterte Übertreibungen in bezug auf ihr Gewicht und ihren Durchmesser. In demselben Sinne ist die Anzahl der Glockentürme Legion, zu denen nach Auskunft der Einheimischen genau 365 Stufen hinaufführen sollen.¹⁸

Die Aufmerksamkeit für das Geläute entsprach einer anderen, diesmal rein symbolischen Logik: Die Harmonie der Glocken erschien als Garant für die Harmonie in der Gemeinde. 1884 sprach sich die Kommunalverwaltung von La Croix-aux-Mines (Vogesen) gegen die kleine Glocke aus, die der Pfarrer im Schulhof hatte anbringen lassen, um nicht mehr das Geläute der Kirche zur Gliederung des Unterrichts benutzen zu müssen. »Von dieser *fremden Glocke*«, schreibt der Bürgermeister, »wollen wir nichts wissen. Sie gehört nicht in die Gemeinde und erregt mit ihrem aufreizend grellen Klang nur Unzufriedenheit und einmütiges allgemeines Murren [...] Durch das Läuten der passenden Glocke, die unser Eigentum ist, können wir die alte Übung wieder beleben, daß während ihres *Läutens alle Menschen in La Croix einig waren*.«¹⁹

Das Geläute proklamierte, wie wir sehen werden, die Nahtstellen und Hierarchien, die die Gruppe strukturierten; es sorgte zugleich für eine gewisse symbolische Gleichheit unter den Individuen, deren Dasein es gliederte und deren *rites de passage* es signalisierte und begleitete. Das Recht, »in den Genuß des Erzes zu kommen«, stellte daher einen unverzicht-

baren Anspruch dar; wir werden weiter unten seine Erscheinungsformen bei den Freidenkern der Jahrhundertwende studieren. In den campanologischen Texten hat diese Forderung ihre Spuren hinterlassen. In der Auvergne »tragen bestimmte Glocken eine Inschrift, die den formellen Willen der Stifter bezeugt, die Glocke möge Armen wie Reichen läuten.«²⁰ »Ich läute aller Welt ohne ein Entgelt«, liest man auf der 1838 gegossenen Glocke von Cussac (Cantal). In Brezons verzeichnet eine Tafel im Chor der Kirche die Namen der 32 Subskribenten; am Schluß wird der Wunsch ausgedrückt: »Die Glocke soll dem armen wie dem reichen Mann läuten.« Auf der Glocke von Tagenac (1862) wie auf derjenigen von Saint-Martin-sous-Vigouroux (1868) ist zu lesen: »Die Armen wie die Reichen soll mein Klang begleiten.« Die Kirchenräte bemühten sich unter Billigung der Administration, eine Gebührenordnung einzuführen, um aus der Eitelkeit des Standes Profit zu schlagen; diese Politik brachte manchmal die Gemüter in Wallung.

Am 11. Februar 1866 richteten der Bürgermeister und die Gemeinderäte von Réty (Pas-de-Calais) eine Petition an den Justiz- und Kultusminister. Im Jahr zuvor hatten die Einwohner des Ortes mit Hilfe einer »spontanen Sammlung« den Erwerb einer zweiten Glocke für ihre Kirche getätigt. Nun waren die Subskribenten zum größten Teil »arme Arbeiter« gewesen. »Eine einzige Bedingung hatten sie gestellt: daß diese Glocke beim Tode eines jeden, des Armen wie des Reichen, des Großen wie des Kleinen, des Jungen wie des Alten, geläutet werde wie die alte Glocke, und zwar unentgeltlich.« Denn so wurde es auch in den benachbarten Gemeinden gehandhabt, »wo beim Tode eines Gläubigen alle Glocken umsonst geläutet werden«. Heute indessen, so klagten die Bittsteller, »sehen sich alle diese braven Menschen getäuscht«; das Reglement des Präfekten und des Bischofs von 1862, erst kürzlich von der Kanzel verkündigt, sah vor, daß man für das Erklingen *beider* Glocken bezahlen mußte. »Niemand als die Reichen, die dieses Recht bezahlen können, würden in den Genuß des Erzes kommen,

das doch das Eigentum aller ist und zumal des Armen.« So gab es Murren und »unaufhörliche Beschwerden«. ²¹

Um die Bindung der Menschen an das Geläute der Glocken und die Lebhaftigkeit der aus ihr hervorgehenden gemeindlichen Reaktionen besser verstehen zu können, muß man sich die Vorgänge beim Guß und beim Neuguß einer Glocke – beide Arbeitsgänge bedurften der Genehmigung durch die Präfektur – vor Augen führen. Die Symbolik des Neugusses erweist sich als besonders reich. Die Verwendung des alten, einst geheiligten Materials erlaubt es, die Vergangenheit in die Praxis der Erneuerung zu integrieren. Der Neuguß zerreißt nicht die Kette der Zeiten; genaugenommen ist er kein Ersatz, keine Nachfolge durch Eliminierung. In der Stadt wie auf dem Dorf kam es übrigens vor, daß man auf der neuen Glocke die Inschrift der alten reproduzierte. ²² Der Neuguß eines oder mehrerer Elemente des Geläutes erlaubte es, den Namen der herrschenden Souveräne, der Obrigkeiten, der derzeitigen Magistratsbeamten mit auf die Liste derjenigen zu setzen, die ihnen vorangegangen waren; zumindest bot er Gelegenheit, sie auf dieselbe Bronze zu schreiben. Die Redaktion der Glockeninschrift zwang zu einer Erinnerungsarbeit, bei welcher der Wunsch nach Modernität sich verband mit dem Wunsch nach Treue und historischem Rückbezug. In einer subtilen symbolischen Mischung perpetuierte die Glocke die Erinnerung und war zugleich selbst die Neuerung; denn ihre akustische Botschaft, gebieterischer als die optische Botschaft des Standbildes, war auch mit stärkerer emotionaler Gewalt begabt. ²³

Glockenguß im Dorf

Der Glockengießer kam im Frühling. Er machte sich erbötig, die Wünsche der Gemeinden zu erfüllen. Griff man auf seine Dienste zurück, konnte man sich den Transport des schweren und zerbrechlichen Objekts ersparen. Vor allem garantierte

der Guß vor Ort, daß die bekannten Vorzüge des Metalls der alten Glocke erhalten blieben. Er bedeutete – ohne Verlust der Identität – die Verwandlung eines sakralen Gegenstands, dem man oft magische Kräfte zuschrieb. Für denjenigen, der die Glocke der Pfarrei die Stationen seines Lebens hatte schlagen hören, bedeutete der Neuguß vor Ort das Vermeiden eines symbolischen Bruches und jener Entwurzelung, die irgendwie mit dem Erwerb eines fremden Objekts einherging. Die lokale Glockenfabrikation überwog bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Das folgende Jahrzehnt stellte in dieser Hinsicht einen entscheidenden Wendepunkt dar. Im Mosel-Département datiert der letzte Glockenguß vor Ort, in Boulange, aus dem Jahre 1855. In der Charente hörte diese Praxis 1860 auf; ²⁴ im Périgord um 1855. Ende des Jahrhunderts war das lokale Glockengießen nur mehr auf Korsika üblich. Anscheinend ohne großen Erfolg unternahm es ein junger nostalgischer Glockengießer, die alte Praxis im Aude und im Hérault wieder zum Leben zu erwecken: Sein Versuch erwuchs bereits aus einer Archäologie der Gebräuche. ²⁵

Die meisten Glockengießer waren Wanderhandwerker, die aus Lothringen stammten, genauer gesagt aus der Region Bassigny. ²⁶ Eine ganze Reihe von ihnen wohnten in Breuvannes, einer kleinen Gemeinde in der Haute-Marne. Die Kirchenbänke tragen noch, ins Holz geschnitzt, die Namen der wichtigsten Glockengießerdynastien. Andere kamen, weniger zahlreich, aus der Picardie, der Normandie, der Auvergne, dem Limousin. Ganz wenige waren Italiener, Schweizer oder Belgier.

Generell arbeitete der Glockengießer auf eigene Rechnung. Oft war er im Rahmen eines Familienverbandes tätig. Vater und Sohn, Schwiegervater und Schwager, Onkel und Neffe verständigten sich miteinander, bevor sie durch eine Gegend ihrer Wahl zogen. Zwischen 1822 und 1832 »bereisten« die Cauchois' und die Barrards aus Bassigny das Arrondissement Château-Thierry. ²⁷ Barrard »der Pockennarbig« und François Barrard, genannt »die Eselshaut«, begleiteten ihren Onkel